

Entstaubt

Homestory Sind Mädchenschulen gestrig?
Meine war es nicht.

Wir waren zehn Jahre alt und mussten entscheiden, wie unser Leben weitergehen würde. Wir saßen in der Aula der Grundschule, meine Freundin und ich, es war im Sommer 2000, wir überlegten, auf welche Schule wir gehen sollten.

Es gab das gemischte Gymnasium, ein langweiliges Gebäude neben der alten Eishalle in Bad Tölz. Und dann noch das Schloss in Lenggries. Es ist hellgelb, hat einen Turm und eine Kirchturmuhre und steht auf einem Hügel an einem Wald, es war mal das Jagdschloss der Luxemburger Großherzöge. Es hat Dielentreppen, die knarzen, wenn man sich in der Pause daraufsetzt, es hat alte Statuen und Festsäule und Spukgeschichten, die man sich erzählen kann.

Ich wollte ins Schloss. Dass sich darin die von Ordensschwestern gegründete katholische Mädchenschule St.-Ursula-Gymnasium Schloss Hohenburg befand, nahm ich in Kauf. Das Wort Mädchenschule klang für mich angestaubt, das schon. Andererseits klang es auch nach Ruhe vor Störern.

Ob Mädchen einen »Schonraum« brauchen, wird zurzeit wieder diskutiert, deshalb fiel mir meine Mädchenschule ein. Die Präsidentin der Kultusministerkonferenz warb kürzlich für getrennten Unterricht in Physik und Mathematik. Anders, so ihr Argument, würden Mädchen nicht den Weg in solche Fächer wählen, im Studium nicht und nicht im Beruf.

Der Streit kommt immer wieder, in Wellenbewegungen, über mehr oder weniger Koedukation im Unterricht. Wir hatten gar keine Koedukation. Es war nicht schlecht.

Damals als Zehnjährige erzählte ich meiner Mutter von dem Wunsch, auf das Mädchengymnasium im Schloss zu gehen. Sie sagte »Klar«, obwohl sie nicht mal katholisch war und nur so quasi evangelisch. Sie zog mich und meinen Bruder allein groß, ohne Mann. Sie war kein gestriger Mensch, und natürlich klang das Konzept Mädchenschule gestrig, im damals noch tiefschwarzen Bayern, es klang nach CSU-Pädagogik und konservativem Rollenmodell. Aber meine Mutter überließ mir die Entscheidung. Also ging ich von der fünften Klasse bis zum Abitur nach Hohenburg.

Natürlich gab es Stress und Konkurrenz in meiner Mädchenklasse, man braucht dazu keine Jungs. Meine Klasse war aufgeteilt in die Coolen oder die, die sich dafür hielten, man erkannte sie an ihren »George, Gina & Lucy«-Markentaschen. Dann die Supersmartens, denen man Karrieren unterstellte, um die man sie jetzt schon beneiden konnte. Und die dazwischen, zum Beispiel mich. Ich bekam gute Noten,

wenn ich schrieb: Deutschaufsätze und Essays in evangelischer Religion. Und ich war fast hoffnungslos schlecht in Mathe. Auch die Mädchenschule Hohenburg vollbrachte da keine Wunder.

Aber die Schule hat uns etwas erspart, und damit meine ich jetzt nicht die Konkurrenz der Jungs. Ich meine das Klischee. Ich kann mich nicht erinnern, dass jemals jemand sagte: Na ja, das kannst du nicht, oder das kannst du nicht gut, weil du ein Mädchen bist. Niemand hat meine Schwächen in der Infinitesimalrechnung auf mein Geschlecht zurückgeführt. Manche Schülerinnen, auch ich, bekamen Nachhilfe von einer ehemaligen Lehrerin, bis wir das mit der Infinitesimalrechnung so weit begriffen, dass es fürs Abi reichte. Ich bekam sogar elf Punkte.

Wir hatten den Auftrag, unsere Rolle selbst zu suchen. Meine Klassenkameradinnen studierten später Biologie, Physik, Ingenieurwesen, Modedesign, eine ist Flugbegleiterin. Und ich gab das mit der Mathematik gleich wieder auf und wurde Journalistin. Zwei meiner Lehrer hatten mich dazu ermutigt.

Die Zahl der Mädchenschulen in Deutschland sinkt, doch auf dem St.-Ursula-Gymnasium Schloss Hohenburg und der angeschlossenen Realschule sind weiterhin nur Schülerinnen zugelassen. Die Hohenburger Schulbroschüre wirbt mit »gebührender Wertschätzung« für einander und »überdurchschnittlichen Abschlüssen«; natürlich muss die Schule ihre Existenz verteidigen in einer Zeit, die nach Gleichberechtigung verlangt.

Ich fuhr nach Hohenburg, um den Direktor und seinen Stellvertreter zu treffen, und ihnen die Frage nach der Existenzberechtigung der Schule zu stellen. Ich betrat das Schloss, ging vorbei am »Jagdsaal«, sah auf Wände voll mit Szenen von Männern auf der Jagd. Entschlossene Männer. Männer, die sich beweisen mussten. Ich dachte über Kunst im Patriarchat nach, fragte mich, ob mir die Gemälde früher eigentlich aufgefallen waren, bog um die Ecke, betrat das Direktorat.

Die beiden Lehrer bezogen sich auf Studien, die besagten: Auf monoedukativen Schulen seien die Abschlüsse im Durchschnitt besser.

Es sei vorteilhafter, sagte der Stellvertreter, wenn Mädchen separat gefördert würden. Und er sagte: Aber die Jungs brauchten das auch.

Die beiden klangen nicht gestrig. Am Ende redeten wir über Solidarität unter Frauen und darüber, warum ich wenig davon gefunden hatte in meiner Hohenburger Zeit. Warum die Frauenbewegung kein Thema war, schließlich hatte sie seit Ende des 19. Jahrhunderts darum gekämpft, dass es Schulen wie Hohenburg überhaupt gab. »Das stimmt«, sagte der Direktor. »Es braucht Kurse hier, in denen Schülerinnen über so etwas debattierten.«

Ich verließ Hohenburg und verfiel in einen kurzen Traum. Ich sah solidarische junge Frauen, feministisch und aufgeklärt, die gemeinsam in einem Gebäude von gestern der Welt von morgen entgegenlernen. Dann fing ich mich wieder und dachte an die »George, Gina & Lucy«-Taschen und daran, wie wichtig die damals waren. Cathrin Schmiegel

